

Amis

The man they love to hate

Martin Amis schreibt laute Romane, obszön und witzig. Genau das Richtige für Leser, denen die Literatur oft zu langsam vorkommt.

Thomas Askan Vierich

Es ist schwer, Martin Amis zu lieben. Als Autor muss man ihn um sein Talent beneiden. Als Leser verflucht man hin und wieder seine Manierlichkeiten. Und als Mensch fühlt man sich von seiner Arroganz abgestoßen. Sechs Jahre lang ließ er Freund und Feind auf einen neuen Roman warten. Als er 2003 in England endlich erschien, richteten die Kritiker erwartungsgemäß ein Blutbad an. Das passiert ihm bei fast jedem neuen Buch. Amis reagiert darauf hochmütig, überzeugt von seiner eigenen Brillanz und Einzigartigkeit.

Das ist man vom Bad Guy der britischen Literatur gewohnt, seit 1974 sein erster Roman erschien. Seine Feinde kritisieren nicht nur seine Bücher, sondern vor allem auch seine Person. 1995 erlangte er Berühmtheit über die literarischen Kreise hinaus, als er sich 500.000 Pfund für seinen Roman „The Information“ als Vorschuss bezahlen ließ und dafür seine langjährige Agentin, zudem die Frau seines besten Freundes, des Schriftstellers Julian Barnes, sitzen ließ. Die Freundschaft mit Barnes ist daran zerbrochen. Amis wurde vorgeworfen, er würde mit solchen Vorschüssen, die seine Romane nie hereinspielen, das Verlagswesen ruinieren. Von einem beträchtlichen Teil des Geldes hat er sich in den USA sein verrottetes Gebiss richten lassen und lächelt jetzt wie ein südamerikanischer Drogenbaron. Was wiederum zu hämischen Kommentaren in der britischen Presse führte: Warum in den Staaten, sind die britischen Ärzte nicht gut genug?

Doch auch seine Neider müssen zugeben: Martin Amis gilt zu recht als einer der bedeutendsten Autoren seiner Generation – nicht nur im anglo-amerikanischen Sprachraum. Seine Romane sind laut, obszön, übertrieben, aber nicht dumm und meistens atemberaubend brilliant. Sollen doch die anderen die feinen, stillen Romane schreiben, in denen es um hehre Gefühle geht, um den Erhalt der Demokratie oder andere staatstragende Themen. Bei Amis geht es um Niedertracht, Rache, Neid, Geldgier und Gewalt. Aber im Gegensatz zu Houellebecq ist Amis wirklich witzig – nicht nur klug. Wenn man den Humor von Leuten wie Quentin Tarrantino versteht.

In seinen Romanen prallen die Trashkultur und der Slang der Straße auf die Gewaltphantasien und hybriden Unterhaltungstechniken der Oberschicht. In „Yellow Dog“ zum Beispiel trifft eine Karikatur des britischen Königshauses auf bezahlte Killer, die Pornoindustrie und einen zynischen Boulevard-Journalisten, gerät ein berühmter Schauspieler und

Autor ins Visier eines skrupellosen Gangsters, der ihn aus nichtigem Anlass fast umbringen lässt und gefakte Sexvideos der englischen Thronfolgerin kursieren lässt. Dazu kommt noch die Rache einer Ex-Pornoqueen dafür, dass sie als kleines Mädchen von ihrem Vater missbraucht wurde.

Das Leben der „normalen Leute“ findet bei Amis grundsätzlich nicht statt. Denn das Normale ist fad. Amis interessieren die Extreme. Deshalb geraten seine Charaktere oft zu Karikaturen, für die man kaum Gefühle entwickeln kann. Daraus rührt der Vorwurf der Gefühlskälte. Andere sehen gerade darin seine Modernität: Es gibt nur noch Rollen, wir sind alle ferngesteuert.

Amis empfindet sich durchaus als gesellschaftskritischen Autor. Er denkt über unsere Gegenwart nach, was Menschen Menschen antun, antun möchten, antun könnten. Seine Bücher spielen immer in der nahen Zukunft, im Fegefeuer der Zeitenwende. Wenn er in „Yellow Dog“ der Pornografie und vor allem der Pornoindustrie so großen Raum einräumt, tut er das, weil ihm die Pornografisierung unseres Alltags auf die Nerven geht. Er hat selber Kinder und möchte nicht, dass ihre Vorstellung von Sexualität durch Pornos im Internet geprägt wird. Deshalb schildert er den Wahnsinn von Lovetown, einer Stadt in Südkalifornien, die als Hochburg der Pornoindustrie gilt. Amis hat das vor Ort recherchiert: die männlichen Pornodarsteller, die ein Zehntel der Gagen der Frauen bekommen, die mit Tabletten ihre Potenz erhalten und ihren Samenerguss steigern. Amis weiß sogar, wie grässlich dieser angereicherte Samen riecht. Er berichtet von neuen Trends der Branche, dass Brutalsex total in ist und alle davon träumen, mal wirklich zum Orgasmus zu kommen. Solche Passagen, die nicht ganz frei von berechnender Freude am Tabubruch sind, bringen ihm natürlich den Vorwurf der Frauenfeindlichkeit ein. Der Pornokritiker wird zum Sexisten. Und amüsiert sich darüber.

Aber das ganze Pornozeugs ist nur ein Teil dieses wahnsinnigen Buchs, das aus mehreren Parallelhandlungen besteht, von denen man lange nicht weiß, was die miteinander zu tun haben. Auch das gefällt Amis: Er führt seine Leser gerne in die Irre, hält sie lange hin, setzt geschickt seine Pointen. In einem Interview vor ein paar Jahren hat er zugegeben, dass er seinen Lesern viel zumute.

Das liegt auch und vor allem an der Sprache. Bei aller (spielerischen) Obszönität ist Amis sicherlich einer der größten Stilisten der Gegenwartsliteratur. Er beherrscht jeden Tonfall, nicht nur das Fluchen auf höchstem Niveau. Seine Sätze sind herrlich durchrhythmisiert, da gibt es Alliterationen und Wortspiele zu Hauf. Amis benutzt gerne Vokabeln, die man noch nie oder zumindest noch nie in diesem Zusammenhang gelesen hat. Umso mehr muss man seinen Übersetzer Werner Schmitz bewundern, der diesen irrwitzig aufwendigen Amis-Sound adäquat ins Deutsche gerettet hat. Auch wenn ihm vermutlich hier und da eine finstere Anspielung entgangen ist, weil sie so nur im angloamerikanischen Sprachraum funktioniert. Genau dieser Stil entzweit wiederum die Kritiker- und Leserschaft: Was für die einen hohles Wortgeklingel ist, reißt die anderen zu Begeisterungstürmen hin: Was für eine Dynamik!

Amis ist jetzt über 50. In mancher Hinsicht ist „Yellow Dog“ auch ein bisschen ruhiger als die großen Vorgänger „The Information“, „Money“ und „London Fields“. Es ist nicht bekannt, wie hoch der Vorschuss diesmal war.

Martin Amis: Yellow Dog. Roman. Aus dem Englischen von Werner Schmitz. 2004 (Hanser), 355 Seiten, xx Euro